

Ob ich als Redner Tritt fasse, den richtigen Ton finde, den Zuhörer packe, erkenne ich an den Gesichtern und an den Gesten meiner Zuhörer, am Fluidum in der Halle, an der Atmosphäre insgesamt. Die Bereitschaft meines Publikums, mir zu folgen, meine Argumente zu prüfen, meine Schlußfolgerungen nachzuvollziehen und dann auch mir zuzustimmen, nimmt wiederum mich in die Pflicht höchster Konzentration und rationaler Argumentation. Deshalb erinnern meine Reden gelegentlich an regelrechte Vorlesungen über schwierigste Themen. Ich versuche, komplexe Probleme in eine Sprache zu übersetzen, die der Zuhörer versteht und in sich aufnimmt, so daß er das Gehörte auch weitergeben kann. Sicherlich gilt für einen Redner, daß er seine Zuhörer nicht überfordern darf, er soll sie aber auch nicht unterfordern und unterschätzen - das politische Wissen und Verständnis ist auch bei den sogenannten einfachen Leuten viel weiter verbreitet, als manche hochmütigen politisch-publizistischen Meinungsmacher glauben.

Das Thema und die Art seiner Behandlung bestimmen, welche Länge einer Rede von den Zuhörern nicht nur hingenommen, sondern aktiv mitgetragen wird. Ein durchschnittlicher Redner muß wissen, daß nach fünfzig Minuten das Ende fällig ist. Nur ein sehr begabter politischer Redner kann bis zum Doppelten überziehen, weil er frei spricht oder als frei sprechend erscheint. Um auf Flugerfahrungen zurückzugreifen: Der Redner ist wie ein Segelflieger; wenn er merkt, daß die Tragflächen plötzlich nicht mehr tragen und daß die Thermik aufhört, dann muß er entweder herunter vom Podium, oder er muß mit einem neuen Ton, einem neuen Thema für neue Thermik sorgen. Ein guter Segelflieger sucht sich die Stellen, an denen es fast immer Aufwind gibt, an den sonnenbeschienenen Seiten der Berge beispielsweise. Ähnlich verhält sich der gute Redner, der spürt, wenn Spannung und Aufmerksamkeit nachlassen, und der weiß, was er dagegen tun kann. Wenn man es nicht in den ersten zehn Minuten geschafft hat, das Flugzeug richtig in den Wind zu legen, schafft man es erfahrungsgemäß nicht mehr.

Es gibt Formeln, auf die ich in meinen Reden immer wieder zurückgreife. Auf heimischem Boden schließe ich nicht selten mit einem »Bayern Glück auf!« oder mit der ersten Zeile der Bayernhymne »Gott mit dir, du Land der Bayern«. »Bayern ist unsere geliebte Heimat, die Bundesrepublik Deutschland unser demokratischer Rechtsstaat, ganz

Deutschland unser Vaterland und Europa unsere Hoffnung« – das ist ein Satz, den ich nicht nur einmal verwende. Für einen Redner sind solche Formeln durchaus legitim; sie haben nichts Gezwungenes, sondern sind pathetisch in einer Weise, die erlaubt ist.

Der Beifall bei einer Rede ist ungeheuer wichtig. Manchmal ist es besser, auch zur Gewinnung einer Atempause, den Applaus ausklingen zu lassen, ein anderes Mal ist es geboten, den Beifall zu unterbrechen, ihm die Spitze zu nehmen und auf der Woge der Zustimmung fortzufahren.

Bei meinen Reden habe ich natürlich nicht einen Standard-Zuhörer vor mir, weder tatsächlich noch bildlich, sondern eine vielschichtige Versammlung verschiedener Menschen. Mein Ziel muß es sein, bei möglichst vielen von ihnen Zugang zum Kopf und zum Herzen zu finden. Dazu ist es wichtig, einen lokalen Bezug herzustellen, auf die Stadt, in der man spricht, auf ihre Geschichte, auf die Leistung der Menschen einzugehen. In unserem herrlichen Bayern, aber auch an vielen anderen Plätzen in der Bundesrepublik Deutschland fällt mir hier ein Wort des Lobes, des Respektes und der Anerkennung um so leichter, weil es der Wahrheit entspricht.

Die politische Rede ist ein interessantes Phänomen unserer Zeit auch deshalb, weil sie im Grunde vollkommen altertümlich ist. Im Zeitalter des Fernsehens müßte es eigentlich grotesk sein, daß Reden heute noch eine ähnliche Bedeutung zukommt wie einst auf dem Marktplatz von Athen. Gewiß, seit Gründung der Bundesrepublik hat sich vieles geändert in der politischen Auseinandersetzung, im Ringen um das Vertrauen der Wähler. Bei vielen Versammlungen vor allem auf Lokalebene entspricht der Aufwand heute nicht mehr dem politischen Ertrag. Viele Reden, die im Nebenzimmer eines Gasthauses oft vor wenigen und dazu auch noch überzeugten Besuchern gehalten werden, sind in ihrer Auswirkung auf das Wahlergebnis bedeutungslos. Sobald die Lokalpresse berichtet, gewinnen sie jedoch bereits an Gewicht. Am meisten bewirkt der Abgeordnete, vorausgesetzt, er beherrscht das Metier, in der Diskussion. Da kommen die Menschen, weil sie die Möglichkeit aktiver Teilnahme haben. Sie sind aber nur mehr bei wenigen Rednern bereit, einen geschlossenen Vortrag anzuhören. Bei mir zum Beispiel lassen sich die Zuhörer eine Rede von bis zu zwei Stunden ohne weiteres gefallen – wobei diese zwei Stunden von mir auch überzogen werden können, was sich insbesondere Jahr für Jahr beim Politischen Aschermittwoch der CSU in Passau zeigt.

Das Eindringen des Fernsehens in den Bundestag hat natürlich Bedeutung und Praxis von Reden und Rednern verändert. Vor allem durch die Direktübertragungen hat sich – was ich zunächst immer wieder zu meinem Nachteil vergaß – die Struktur der Bundestagsdebatten entscheidend gewandelt. Der Redner, der nicht im Fernsehen vor-

kommt, spricht praktisch umsonst. Das Geraufe und Gerangle um die Auftritte zur besten Fernsehzeit stellen geradezu eine Pervertierung des Parlaments dar, auch wenn wir die damit gegebenen Möglichkeiten natürlich nutzen. Nach der Geschäftsordnung des Bundestages hat jedes Mitglied der Bundesregierung und jedes Mitglied des Bundesrates die Möglichkeit, jederzeit zu Wort zu kommen, ohne einer zeitlichen Beschränkung unterworfen zu sein. Ich habe von diesem außerordentlichen Privileg stets nur maßvollen Gebrauch gemacht, habe dieses Konto auch in der Zeit meiner Kanzlerkandidatur nicht überzogen.

Insgesamt bleiben mir gewisse Zweifel an Sinn und Wirkung von Fernsehübertragungen aus den Parlamenten. Die englische Regelung, kein Fernsehen im Parlament, hat viel für sich. Als alter Parlamentarier kann ich nicht aus meiner Haut; ich sehe eine Denaturierung des Bundestages oder auch der Landtage darin, daß das Publikum, an das man sich wendet, im Grunde nicht mehr die Kollegen im Parlament sind. Der Oppositionsredner spricht nicht mehr an die Adresse der Regierung, der Regierungsredner nicht mehr an jene der Opposition - für beide sind Millionen oder Hunderttausende am Bildschirm die Zielgruppe. Dieses Publikum hat keine Möglichkeit zur Gegenrede, kann keine Zwischenfragen stellen und keine Zwischenrufe machen, es ist lediglich der Konsument. Das verändert das Auftreten der Redner. Die Gestik muß einstudiert sein, die Farbe der Krawatte, die Frisur, die Wahl des Anzuges gewinnen eine Bedeutung, die ihnen nicht zukommen dürfte.

Bei Anlegung eines sehr kritischen Maßstabes könnte ein solcher Wandel durchaus als Verstoß gegen den Gedanken der parlamentarisch-repräsentativen Demokratie gesehen werden. Andererseits wird mit Parlamentsreden kein Abstimmungsergebnis mehr bewegt. Ich glaube nicht, daß in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ein Parlamentarier es je vermocht hat, mit der Kraft seiner Rede und seiner Argumente eine Veränderung in der Stimmabgabe herbeizuführen. Es mag sein, daß im 19. Jahrhundert die Verhältnisse noch beweglicher waren, im Bundestag aber waren die Abstimmungsverhältnisse stets klar - und da, wo sie nicht klar waren, war Lumperei im Spiel, beispielsweise beim Mißtrauensvotum gegen Willy Brandt 1972.

Das Rednerpult, der Saal oder der Platz, die Zuhörer, in deren Gesichter man sieht - alles, worauf sich der Redner einzustellen hat, hat mit dem, was im Fernsehen verlangt wird, kaum mehr etwas zu tun. Hier heißt es: kurze Sätze, langsam reden, sich nicht aus der Ruhe bringen lassen, die Hände nicht vor das Gesicht heben, in die Kamera sprechen, den Partner anschauen und viele andere Regeln mehr. Fernsehauftritte in Perfektion habe ich lange nicht beherrscht. Ich habe kritische Ratschläge vernommen und habe gute wie schlechte Zensuren erhalten. Eigene Fernsehauftritte habe ich mir nur ein paarmal ange-

schauf, ich mußte mich geradezu dazu zwingen, weil ich dieses Wiederkäuen nicht mag, einen tiefen Widerwillen dagegen empfinde.

Mein wichtigster Ratgeber und Kritiker in Sachen Fernsehen war meine Frau, die sich meine Auftritte angesehen und mir gesagt hat, was gut war und was schlecht. Sie hatte für dieses Medium ein fast professionelles Verständnis. Sie hat im Laufe der Jahre selbst viele erfolgreiche Auftritte in der Öffentlichkeit gehabt, hat geredet, hat mich in meiner Arbeit unterstützt, vor allem seit 1978, als ich Bayerischer Ministerpräsident wurde, und während meiner Kanzlerkandidatur 1980.

Drei Stunden lang sprechen, ohne daß das Publikum ungeduldig wird oder sich langweilt, ohne daß die Leute hin und her gehen, ohne daß es Unruhe im Saal gibt, ohne daß die Spannung abreißt – welches Geheimnis steckt dahinter? Diese Frage ist an mich immer wieder gestellt worden, aber ich kann sie nicht zufriedenstellend beantworten. Denke ich an den Parteitag von 1987, so liefert wohl auch die Vorgeschichte eine Erklärung. In der Zeit vor diesem Parteitag hatten sich Pseudoproblemchen angehäuft, die dann von einem Teil der Presse, hauptsächlich der Boulevardpresse, hochgespielt wurden, als ob es sich hier um Grundsatzfragen über Stil, Methode und Inhalt in der Größenordnung einer Haupt- und Staatsaktion handle. Damit wurde ein Erwartungshorizont aufgebaut, der mit dem Stichwort Denkkzettel gekennzeichnet war. Unsere eigenen Leute sind manchmal leicht beeinflufbar, was ein immer wieder festzustellendes Phänomen ist.

Entsprechend ungünstig lauteten die Prognosen für mein Ergebnis bei der Wahl zum Parteivorsitzenden. Die schlechteste lag bei 55 plus x Prozent, also deutlich unter meinem Abschneiden vom letzten Mal. Im günstigsten Fall wurde mir ein Ergebnis in der Nähe der vorletzten Wahl von 1983 zugetraut, das – Stichwort Milliardenkredit – sehr bescheiden für mich ausgefallen war. Durch diese Vorgeschichte hatte sich natürlich ein großes Interesse aufgestaut an der Frage: Was sagt er? Das war mit Sicherheit bei diesem Parteitag ein Grund, warum eine Drei-Stunden-Rede akzeptiert wurde. Ein anderes Mal gibt es einen anderen Grund.

Ich hatte zur Vorbereitung der Rede Stichworte gegeben, ein ausgearbeitetes, aber mich nicht rundum befriedigendes Manuskript wurde mir vorgelegt. Ich bat vor allem um Ergänzungen, weil mir einige Dinge nicht ausführlich genug behandelt zu sein schienen. Als ich das Ganze dann noch einmal durcharbeitete, ersetzte ich einen großen Teil durch handgeschriebene Notizen, an die ich mich auch weitgehend gehalten habe. Am Morgen des Ereignisses habe ich das Ganze noch einmal überflogen.

Die Dauer der Rede stand zu diesem Zeitpunkt noch nicht fest. Ich dachte an zwei Stunden, das Material, das ich bereitgestellt hatte, hätte für fünf bis sechs Stunden gereicht. Ich hatte mir vorgenommen,

zunächst einmal parteiinterne Irritationen anzusprechen und aufzuklären, manche am Tatbestand der Ereignisse vorbeigehenden Bagatellierungen wegzuwischen und in die Tiefe gehend zu zeigen, um was es sich handelt. In diesem Zusammenhang setzte ich einige Schwerpunkte, und zwar bewußt und überlegt – Steuerreform und innere Sicherheit mit den Aspekten Vermummung und Ausdehnung des Tatbestands Landfriedensbruch. Eine Reihe von weiteren Stichworten lag bereit.

Wichtig war mir bei dieser wie bei anderen Reden die Bemerkung, man solle aus der Nichterwähnung eines Problemgebietes nicht schließen, daß es bei mir keine Aufmerksamkeit mehr fände, ich könne nun einmal nicht über alles verständlich und ausreichend genug reden, ohne meiner Rede eine unerträgliche Länge zu geben. Wichtig war mir die Behandlung der Deutschlandpolitik, die dann auch ziemlich gründlich ausfiel. Schwerpunkte sollten nicht zuletzt die Europapolitik und auf alle Fälle die Null-Lösung für die landgestützten Mittelstreckensysteme (INF) bilden. Das war ungefähr das Konzept, das ich mir zurechtgelegt hatte, wobei das, was ich dann wirklich behandelt habe, nicht eine zufällige Auswahl war, sondern meiner Rangordnung und damit meiner Bewertung der politischen Prioritäten entsprach.

Wesentlich war mir, über gewisse Verwirrungen beziehungsweise Fehlentwicklungen in den Reihen der Union zu reden. Nach dem sogenannten Sommertheater wollte ich klarmachen, daß es bei den Auseinandersetzungen in der Union nicht um einen Streit zwischen CDU und CSU, sondern darum gehe, wohin die Union überhaupt marschiere und wie sie sich entwickle. Es lag mir auch die Bekräftigung der Feststellung am Herzen, daß es rechts von uns keine demokratisch legitimierte Partei geben dürfe, eine Beurteilung, die ich mit Helmut Kohl seit Jahren teile. Helmut Kohl sagt, wir sind die Partei der Mitte, wir sind nicht links und wir sind nicht rechts. Dies bedeutet, wenn man die Union als den Rumpf eines Flugzeuges darstellt, daß es nicht angeht, dem Unternehmen nur einen linken Flügel zu geben, weil damit das Gleichgewicht gefährdet und der Absturz sicher wäre.

Seit dem Herbst 1982 haben CDU und CSU über Standort, Strategie und Taktik des Koalitionspartners FDP zu reden. Viele überflüssige und kräftebindende Auseinandersetzungen sind hier mit den Namen Hans-Dietrich Genscher, Gerhart Baum und Burkhard Hirsch verbunden. Der CSU kommt in diesem Punkt in besonderer Weise die Aufgabe eines Hüters der klassischen Unionspolitik zu, weil es die CDU gegenüber der FDP leider an der gebotenen Deutlichkeit fehlen läßt, die auch in einer Koalition notwendig ist und möglich sein muß. Das ist auch der Grund dafür, daß dieses Thema in eine Parteitagsrede gehört und daß ich gerade hier besondere Aufmerksamkeit und Zustimmung finde.

Nach der langen und anstrengenden Rede auf dem CSU-Parteitag am 20. und 21. November 1987 hatte ich allen Anlaß, zufrieden zu sein. Die Delegierten meiner Partei wählten mich mit über 90 Prozent der Stimmen wieder zum Parteivorsitzenden der CSU, ein Amt, in das ich durch das Vertrauen meiner Partei am 18. März 1961 zum ersten Mal berufen worden bin.